

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erschint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Preis im Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Abonnementspreis für Berlin wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr

Beträgt für die dreispaltige Zeitspalte oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Eugenius, der große Staatsmann.

Daß die Deutsch-Freisinnigen auf der ganzen Linie im Wahlkampf geschlagen und zurückgedrängt worden sind, kann uns keinen Kummer machen. Wir sehen darin nur die gerechte Strafe für die groben Fehler und die Inkonsequenzen, die sich diese Partei hat zu Schulden kommen lassen. Wir halten die Opposition dieser Partei für keine ehrliche, d. h. für keine prinzipielle, und deshalb kann es für uns nicht schmerzhaft sein, daß sie einen Schlag erhalten hat. Die Haltung dieser Partei gegenüber dem Sozialistengesetz hat ihr so ziemlich den Rest ihres Einflusses bei den Arbeitern genommen und sie muß sich auf das „liberale“ Spießbürgertum verlassen, auf welches für die Dauer sicherlich kein Verlaß ist.

Der Hauptführer dieser Partei, Herr Eugen Richter, wurde von seinen Parteigenossen stets als „ein bedeutender Staatsmann“ gepriesen; man konnte seinen politischen Scharfblick, sein tiefes Verständnis für alle Zeitfragen gar nicht genug rühmen. Die Verherrlichung wurde so stark betrieben, daß Richter selbst an dieselbe glaubte, denn einst wurde er in einer Korrespondenz, die aus seiner eigenen journalistischen Werkstatt hervorgegangen war, als „einer der größten Parlamentarier des Jahrhunderts“ bezeichnet. Allein gerade das jegliche Wahlergebnis beweist nicht nur die innere Schwäche der deutsch-freisinnigen Partei, sondern es beweist auch, daß die Fusion (die Vereinigung der Fortschrittler und Sessionisten zu einer einzigen Partei) kein Zeichen von besonderem politischen Scharfsinn war. Und diese von besonderem Interesse gerade das Werk von dem „großen Staatsmann“ Eugen Richter.

Man darf nicht vergessen, daß die deutsch-freisinnige Partei als solche nicht aus Wahlen hervorgegangen, sondern durch Verschmelzung zweier parlamentarischer Fraktionen gebildet worden ist. Die Wähler wurden nicht befragt, ob sie mit dieser Verschmelzung auch zufrieden waren; die parlamentarischen „Größen“ machten die Sache unter sich ab und siehe da, es stimmte nicht. Die neue Partei schrumpfte zusammen; nicht nur, daß sie eine Anzahl „Hochburgen des Fortschritts“ verlor, sondern selbst Leute wie Fordanbeck wurden aus ihren alten Wahlkreisen, die sie seit langen Jahren inne gehabt, hinausgedrängt. Ganz Ostpreußen fiel in die Hände der Konservativen.

Diese Erscheinung ist ganz natürlich. Als die Sessionisten, lauter ehemalige Nationalliberale, deren früherer Serwilismus einen so übeln Klang hatte, sich mit der Fortschrittspartei verschmolzen, da wurde von Vielen diese Art von Opposition nicht für ernsthaft genommen. Man hatte noch keineswegs vergessen, wie die Bamberger, Richter

Fordanbeck und Genossen sich benommen hatten, als der Nationalliberalismus noch im Zenith seines Einflusses stand. Nun sah man sie an der Seite von Eugen Richter und das kam Vielen komisch vor. Ein großer Theil des „liberalen Bürgerthums“, das von der Rückkehr einer nationalliberalen Aera mit Kulturkampf und anderen Zuthaten immer noch träumt, wandte sich von den Sezessionisten ab, sobald diese sich mit der Fortschrittspartei verschmolzen. Die Regierungspresse wußte dies geschickt zu benutzen, indem sie die neuen Freunde des Herrn Richter als „verlappte Republikaner“ u. dgl. schilderte, so daß der liberale Spießbürger mit seiner Gänsehaut sich gerne auf die eine kräftige Polizeihilfe versprechenden Konservativen zurückzog.

Andererseits wurden auch die alten Anhänger der Fortschrittspartei durch die Fusion stuhig gemacht. Sie träumten immer noch von den Kämpfen der Konfliktzeit und ihre parlamentarischen Ideale waren und blieben die Waldeck und Kirchmann, die Ziegler und Hooverbed. Nun wurden sie stuhig, denn sie sahen ihre Führer im Bunde mit jenen, die sie einstens unter den zahmsten Nationalliberalen gesehen hatten, mit den Hauptern der „Fraktion Drehscheibe“, von denen ihnen jahraus, jahrein vorgepaukt worden war, daß es die unzuverlässigsten Politiker von der Welt seien. Nun sollten sie mit einem Male wieder diese Männer als Vertrauenspersonen, als Autoritäten begrüßen. Da wandten sich Viele unmutig ab und man weiß ja, daß aus der parlamentarischen Fraktion selbst vier Mitglieder austraten, als das Mißtrauen gegen die Sezessionisten dadurch gerechtfertigt wurde, daß 28 derselben, Fordanbeck an der Spitze, für das Sozialistengesetz stimmten. Diese vier waren überzeugungstreue Männer, die mit Anhängern des Sozialistengesetzes nicht in derselben Fraktion sitzen wollten. Allerdings hat nur Einer von ihnen Aussicht, wieder gewählt zu werden. Sie werden nun wissen, was von dem „entschiedenen liberalen Bürgerthum“ zu halten ist.

Man sieht aus alledem, daß die Fusion ein entschiedener und grober politischer Fehler war. Wenn Herr Richter den politischen Scharfblick, den man ihm angedichtet hat, wirklich besäße, so würde er sich dieser Fusion im Interesse seiner Partei widersetzt haben. Allein er bewies, daß er keinen politischen Scharfblick hat; er bewirkte gerade, daß diese Fusion zu Stande kam, daß seine Parteigenossen entfremdet oder lässig gemacht und der Muth des Feindes gestärkt wurde.

Wir wiederholen, daß wir keine Ursache haben, den Niedergang des Richter'schen Einflusses so sehr zu bedauern; wir wollten nur beweisen, daß er nicht der große Staatsmann mit dem politischen Scharfblick ist, als der er von

kurzsichtigen Spießbürgern und beschränkten Fortschrittsphilistern gerühmt wird, nur weil er lange, an Schimpfereien reiche Reden halten kann.

Politische Ueberfahrt.

Die deutsche Kriegsmarine ist in neuerer Zeit mehrfach von bedauerlichen Unglücksfällen betroffen worden. Nach dem schweren Unfall der Panzerkorvette „Sophie“ bei dem Manöver in der Wesermündung, kam zunächst die Beschädigung der „Gneisenau“, welche in den dänischen Gewässern auf eine Untiefe gerieth. Die anfänglich für gering erachteten Beschädigungen haben sich als ziemlich erheblich herausgestellt, so daß dieselben eine gründliche Reparatur erforderten, die noch nicht beendet ist und wodurch sich die Abfahrt des Geschwaders nach Afrika bedeutend verzögert. In den letzten Tagen ist ein Fahrzeug der deutschen Marine abermals in den dänischen Gewässern verunglückt, dies Mal ist der Unfall anscheinend aber sehr ernst. Die Kriegsbriag „Undine“, Kapitän J. S. Cochius, welche bereits am 19. v. M. auf der Reise von Kiel nach England bei Seicrö im Kattegat Anker und Rette verlor und in Folge dessen den Nothhafen von Frederikshavn anliefen mußte, bis Kanonenboot „Ally“ von Kiel dem Schiffe einen neuen Anker mit Rette brachte, ist, nachdem „Undine“ am 24. v. M. wieder in See gehen konnte, am 30. v. M. in der Nordsee von einem Orkan aus Nordwest ereilt worden, welcher das Schiff am andern Tag, Nachmittags 5 Uhr, bei Agger an der südtischen Westküste zum Stranden brachte. Das Vergehen war hier mit großen Schwierigkeiten verbunden. Es gelang indessen mit Hilfe von Raketenapparaten Verbindung mit dem Schiffe zu erlangen. Von der 130 Mann starken Besatzung glückte es einem Mann, der über Bord fiel, an Land zu schwimmen. Ein anderer ertrank. Später gelang es, die übrige Mannschaft zu retten; das Schiff selbst aber ist vollständig Bruch.

Auf Grund des Sozialistengesetzes ist das Wohlflugblatt: „Wähler des 1. pfälz. Wahlkreises Speyer-Frankenthal! Arbeiter! Kleinhandwerker! Kleinbauern!“ beginnend mit den Worten: „Noch einmal seid Ihr berufen“ und schließend „der wahre Volksfreund Herr August Dreesebach, Kaufmann in Mannheim“ verboten worden.

In Kraflau sind Unruhen ausgebrochen, deren Charakter sich noch nicht erkennen läßt. Es wird nur gemeldet: Am Sonntag Abends durchzogen dieselbst zahlreiche Haufen von Handwerksgehilfen die Grodgasse, den Hauptring und die Vorstadt Klevarz. Auf ein gegebenes Signal der Anführer schlugen sie die Schaufenster, darunter viele theure Spiegelrahmen zahlreicher Handlungen, ein, deren Besitzer Juden sind. In einer Wechselstube am Hauptring slog ein durch das Fenster geschleudertes großer Stein hart am Haupte eines dort anwesenden Kunden vorbei, der so durch Zufall einem großen Unglück entging. — Der Charakter dieser Unruhen geht hieraus deutlich genug hervor; nur Stroche können es gewesen sein, die sich mit Fensterreinigen befassen.

Frankreich. Der Beginn der rauheren Jahreszeit macht auch den unter den Pariser Arbeitern herrschenden Nothstand

Indessen hatte Emmy die zahlreich auf den Tisch gestellten Sträuße betrachtet und bewunderte namentlich einen darunter, den größten und schönsten.

„Ei“, rief sie, „wie geschmackvoll! Welch' schöne Blumen! Diese kostbaren Rosen, diese Kamelien und diese Lilien! — Vermuthlich ist nicht recht, wenn ich annehme, daß Fräulein Lucien's kunstgeliebte Hand diesen Strauß wand?“

„Du vermuthest recht! Lucie überbrachte ihn mir diesen Morgen“, sagte Rodenburg gleichgültig.

„Was? Lilien sagtest Du?“ nahm Amberg das Wort. „Wie unvorsichtig meine schöne Lucie! Es ist ja gerade, als wollten Sie den Onkel vergiften!“

Obgleich diese Aeußerung scherzhaft klingen sollte, so machte sie doch einen peinlichen Eindruck auf Lucie und auch auf Rodenburg.

Beider Augen richteten sich fragend auf den Sprecher.

„Nun, nun, mein Kind“, sagte Amberg begütigend, „Sie brauchen darüber nicht so betroffen auszusehen. Es war eine große, große Unvorsichtigkeit, Lilien in ein Zimmer zu stellen! Der Dunst der Lilien ist giftig! Ich nehme an, Sie haben in dem Moment, da sie diese Blumen in das Bouquet wandten, nicht daran gedacht.“

„Ich habe es nicht gewußt“, sagte Lucie fast ängstlich.

„Ei, ei! da sieht man, lieber Freund Rodenburg, wie gefährlich es ist, sich von unerfahrener Hand pflegen und beschneiden zu lassen. Meine Emmy würde ein solches Versehen kaum gemacht haben. — Sage, Emmy hättest Du nicht gewußt, daß Lilien giftig sind?“

„O gewiß, lieber Onkel, Du hast mich ja in allen Dingen, welche für das Leben und für das Haus nothwendig sind, so vortreflich unterrichtet.“

„Ein prächtiges Mädchen! Ein ausgezeichnetes Mädchen!“ flüsterte Amberg mit einem vielsagenden Blick Rodenburg zu. „Wie finden Sie meine Nichte? Ist Sie nicht sehr hübsch geworden?“

Rodenburg warf einen kühlen Blick auf sie und nickte.

„O ja, sie ist sehr hübsch, und es ist gut, daß Sie Ihre Nichte in Dingen unterrichtet haben, welche ein junges Mädchen wissen muß, wenn sie einmal eine tüchtige Hausfrau werden soll. . . . Lucie, trage die Lilien hinaus; Herr Amberg hat Recht, der Dunst der Lilien ist schädlich.“

Lucie gehorchte; aber es schmerzte sie, daß gerade ihr Bouquet vom Geburtstagstisch verschwinden sollte. Amberg's Blide folgten ihr, während sie das Zimmer

Feuilleton.

Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Duz.

(Fortsetzung.)

„Ich hätte es in der That nicht gewagt“, sagte der Pastor immer noch mit demselben wohlwollenden Gesicht, aber auch immer noch mit demselben charakteristischen Zug um den Mund, „allein ich konnte dem Drängen der Meinigen nicht widerstehen. — Unaushörlich erkundigten sie sich, was der liebe Onkel auf Feldbau mache, und bange Zweifel quälten sie, wie es Ihnen wohl geben möchte; und ich — ich mußte zu meinem tiefsten Schmerze immer dieselbe Antwort geben: „Ich weiß es nicht!“ — Meine liebe Emmy! Tritt näher, mein Kind, und sage dem lieben Onkel, wie oft Du Dich nach ihm erkundigst, und wie sehr Du Dich gesehnt hast, diesen Sommer in seinem Hause zu verleben. Hast Du es nicht, Emmy?“

Emmy hatte ihre Toilette nach den Vorschriften ihres Onkels eingerichtet und sah in der That so anmuthig aus, wie es einem hübschen Mädchen von sechzehn Jahren, das noch obendrein nicht ohne allerliebste Kofetterie ist, nur möglich sein kann.

Sie eilte hinzu, ergriff schüchtern die Hand des Onkels und führte sie an ihre Lippen.

„Es ist so, wie Onkel Amberg sagt; ich habe mich so nach Ihnen gesehnt, so unendlich, daß ich's wahrlich nicht länger hätte ertragen können.“

„Unbegreiflich!“ versetzte Rodenburg befremdet; „ich wüßte nicht, wodurch ich diese große Bärtlichkeit verdient hätte.“

„Sie sind der beste, der gütigste Mann von der Welt“, nahm Frau Amberg das Wort; „ich will's Ihnen erklären, wodurch Sie unsere Liebe verdient haben. Waren Sie nicht das Ideal meiner Theuren, unergötlichen Cousine? — Waren Sie nicht der edelmüthige Mann, der sie an sein Herz schloß und sie auch zur Besizerin dieses Gutes gemacht haben würde, wenn nicht das Schicksal unerbittlich und erbarmungslos das Glück ihres Lebens vernichtet hätte?“

Um diese Erinnerung an die dem alten Rodenburg unvergeßliche Braut recht auffallend zu machen, zog sie ihr Taschentuch hervor und hielt es vor die Augen, eine Geste, welche auf den Alten nicht ohne Wirkung blieb. Auch um seine Mundwinkel zuckte es, und eine Thräne drängte sich aus seinen Augen hervor. —

Dieser Moment war für Amberg günstig.

„Meine Theuren“, wandte er sich an seine Familie, „nun laßt uns dem Onkel beweisen, daß wir ihn lieben, wie seine theuersten Freunde, wie seine nächsten Verwandten, wie einen Vater und Bruder; und dann — dann laßt uns heimkehren und froh sein, denn wir haben ihn gesehen, den zu sehen wir uns so heiß sehnten.“

Und nun begann eine Szene von Seiten seiner Familie. Da war zuerst Frau Amberg, welche immer noch nicht ihre Thränen bemeistern konnte und welche nichts sehnlicher wünschte, als daß der alte Herr wieder wie früher sie als seine Verwandte betrachten möchte.

„D, möchten Sie begreifen, Herr Rodenburg“, sagte sie schluchzend, „daß mein Herz Sie wie einen Bruder liebt, daß ich Sie wie meinen nächsten Verwandten betrachte, und daß es mich unendlich schmerzt, wenn ich denken muß, daß Sie diese innige, verwandtschaftliche Liebe nicht erwidern können — ja, daß Sie das, was wir in Ihrem Interesse und aus Freundschaft für Sie thaten, verkommen und uns übel deuten.“

Und nun kam Helene mit den hochpoetischen Versen ihres Vaters:

Indem wir heute vor Dich treten,
Laß Alle uns inbrünstig — — —

Weiter kam sie indessen nicht; der alte Rodenburg unterbrach sie:

„Laß es gut sein, mein Kind; es ist genug.“

Das schien Herrn Amberg weder sehr religiös noch für seine Poetik sehr schmeichelhaft; indessen ließ er seinen Unmuth nicht merken, sondern behielt immer das gutmüthige Lächeln bei.

Noch weniger Glück als die kleine Helene hatte Eduard, ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, mit den lateinischen Versen, denn er kam nur bis zum dritten Worte, als ihm Herr Rodenburg erklärte, daß er von seiner Gelehrsamkeit hinlänglich überzeugt sei und für fernere Beweise danke.

Erst jetzt schien man Lucie zu bemerken.

„Ah, da ist ja Lucie, das theure Kind!“ rief Frau Amberg, auf das junge Mädchen zuwendend und sie umarmend. — „Wie gut, daß Sie eine pflegende Hand zur Seite haben, Herr Rodenburg; Ihrem Aussehen nach hätte ich freilich nicht geglaubt, daß eine so sorgsame Hand, wie die unjeterer Lucie, Sie pflegt.“

„In der That nicht!“ bestätigte Amberg. „Sie sehen nicht so wohl aus, wie ich erwartet hätte; desto schöner blüht aber unsere Lucie.“

